



Mit seinen Stücken verlässt Berlinger gerne das Theater, wie hier bei den „Sieben Todsünden“, aufgeführt im Hesperidengarten Foto: altfoto.de/MZ-Archiv

# Die Augen öffnen für eine andere Welt

**PORTRÄT** Der Theatermacher, Journalist und Kulturpreisträger Joseph Berlinger wird 60. Er bürstete manche Geschichte gegen den Strich.

VON HELMUT HEIN, MZ

**REGENSBURG.** Er liebt die ungewöhnlichen Theater-Orte: archaisch-zerklüftete Kalksteinbrüche, die anmutig-vielfältige Naturlandschaft rund um den Hesperidengarten, das weitläufige Gelände des Singziner Golfplatzes, Tanzstudios, Wirtshäuser im Bayerischen Wald oder Donauschiffe auf ihrem Weg stromabwärts.

Aber derzeit bedient Joseph Berlinger weitgehend klaglos und immer noch fasziniert fünf, sechsmal im Monat die vertrackt-komplizierte Technik in Martin Hofers stinknormalem Turmtheater und ist, wie er freimütig verkündet, „glücklich“. Schuld daran ist nicht zuletzt Mei Ding, eine Chinesin mit weißblonder Perücke (Eva Sixt), die coram publico vom Dialekt-Guru Ludwig Zehetner in die idiomatischen Abgründe und zungenbrecherischen Schönheiten der bayerischen Sprache eingeführt wird. Heraus kommt kein simpler Sprachkurs, sondern eine Komödie sui generis. So vertrackt und sprachwitzig, dass die Vorstellungen auf Monate im Voraus ausverkauft sind: „Mei Fahr Lady“.

Nur wenige verwechseln sie noch mit dem Erziehungs-Musical fast gleichen Namens. Und fast alle lassen sich beinahe wollüstig hineinziehen in Berlingers ureigenes Theaterkonzept, das „wild“ und wüst ist, zwischen Genres und Medien virtuos wechselt, gern auch montiert und verschiebt und verdreht, fast immer poetisch verblüfft und durch starke Bilder verzaubert. Und summa summarum äußerst zuschauerfreundlich ist.

**Seine Dialekt-Lyrik „tümelt“ nicht**

Beginnen hat Berlinger in den bewegten post-68er Jahren auf einem anderen Terrain: mit Dialekt-Lyrik. Das war, nach der Horvath- und Fleißer-Renaissance, nach Fassbinder, Sperr und Krotz, der nächste logische Schritt. Die Neuentdeckung und Revitalisierung der verschmähten Sprache des „Volks“, der „kleinen Leute“, in und mit der sich manches sagen und zeigen lässt, was in der Hochsprache längst verdrängt und bereinigt wurde. Diese Sprache „tümelt“ nicht. Sie war rebellisch, konkret, auch auf eine unkitschige Weise „herzlich“. Berlinger

war aber nicht nur als Autor ein Vorreiter dieses neuen Dialektgedichts. Er erforschte es auch essayistisch und wissenschaftlich. Früh schon, noch als Student, veröffentlichte er einen Aufsatz in der damals renommiertesten deutschen Literaturzeitschrift, den „Akzenten“. Später promovierte er an der Uni Regensburg mit einer Arbeit über dieses Thema.

Seine Lust an der Recherche in diesem verschütteten, bestenfalls in unsere Träume versunkenen Land war damit geweckt. Er entdeckte Emerenz Meier wieder, Freundin von Carossa und Lautensack, Bohème-Wirtin im dafür denkbar ungeeigneten Passau, widerspenstige Dichterin und Lebensreformerin in eigener Sache und später als Auswanderin im Moloch Chicago halb verschollen und verloren.

Diese Emerenz wurde auch zur Heldin von Berlingers erstem Stück, das, liebevoll begleitet von Michael Skasa, in Ingolstadt uraufgeführt wurde. Ein Achtungserfolg. Aber Berlinger hatte seine Form, seinen Stil noch nicht gefunden. Zu text- und dialoglastig, zu „sozialkritisch“-botschaftenselig war es. Von der Lakonie, dem Bilderreichtum, der Vielfalt verknappter Sprachen, der Fülle der Zitate und Verweise, die später sein Theater prägen sollten, ist noch kaum etwas zu spüren. Das ändert sich in den 80er Jahren. Berlinger entwickelt ein Gespür für historische Stoffe und Figuren, die er neu liest und zeigt. Von Panizas „Liebeskonzil“ über das OrgienMyster-

rienTheater seiner Kolonisations-„Conquista“ bis hin zur „Blomberg“ und zum „Dollinger“, mit denen er Regensburger Geschichte in furiose Spektakel verwandelte. Der Anteil der Sprache schwindet. Die Stücke reden in Zungen und Bildern und werden dadurch bereicht. Sie verbünden sich mit der Schaulust und den phantasmagorischen Innenwelten der Zuschauer. Und sie verlassen die Enge des Theaters, besetzen, wie beim „Dollinger“, einen Sommer lang den Haidplatz.

Jeder Theatermacher sucht nach einer „festen“ Bühne – und nach einem Ensemble, das sich mit ihm über Jahre entwickelt. Bei Berlinger war das lange der Hesperidengarten: Theater „open air“, als Sommernachts-traum für Zuschauer, die offen sind für Orte, Ambientes, Atmosphären. Seit 1998 inszenierte er dort mit Schauspielern, die man mit ihm identifiziert (Eva Sixt, Anika Kühl), mit der sehr eigenen Kostümbildnerin Sandra Münchow, mit den Musikern Sepp Frank und Rainer J. Hofmann seine Klassiker. Verwunschene Nachtstücke,

die eine Landschaft und die Fantasie der „Teilnehmer“ (muss man wohl sagen) besetzen: „Leonce und Lena“, „Werther Goethe“, dann das Mega-Projekt „Die sieben Todsünden“. Auf den ersten Blick paradox gelang Berlinger mit diesen hinterstinnigen Expeditionen in vorhandene Text-Konvolute und Bilder-Welten,

Joseph Berlinger  
Foto: MZ-Archiv

was ihm in seinen Anfängen in den etablierten Stadttheatern nicht so recht gelingen wollte: ein ganz eigenes, unverwechselbares Theater mit großer Strahlkraft zu schaffen. Die Emerenz ließ ihn freilich nicht los. Mit einer vollständig revidierten Fassung tourte er Jahre durch ostbayerische Wirtshäuser und andere Nicht-Theater-Orte, ein „Longseller“. Dann gab es die Emerenz noch einmal, „groß“ bei den Passauer Wochen in Eggenfelden. Auch das ein Erfolg.

Und er radikalisierte eher noch seine Recherche nach dem Tiefgrund der Trivial-Mythen der Moderne: etwa mit seinen zwei „Sissis“, oder, im selben Jahr, mit einem „Napoleon“, der verbrauchte Mythen dekonstruiert. Ein Rechercheur, einer, der Blicke verkehrt, war Berlinger auch mit seinem großen Stifter-Buch, das den Autor, der nur scheinbar „Biedermeier“, in Wahrheit aber ein lebender „Abgrund“, ein „Rasiermesser“ war, von seinen Orten und Umgebungen her denkt. Und von dem her, was von ihm übrigbleibt in den Erinnerungen und Projektionen der Nachgeborenen.

**Bajuwaren und Kannibalen**

Berlinger, das vergisst man leicht, war und ist auch ein Journalist, ein Reporter im besten Sinn. Er schreibt für Zeitungen und arbeitet seit langem für den BR. Fünf seiner besten Radio-Features hat der BR unter dem Titel „Bayern kult rituale“ in einer aufwendig gestalteten Fünf-CD-Edition kürzlich wiederveröffentlicht. In diesen Features geht es um Bajuwaren und Kannibalen (in Bayern), um einen Mühlhiesl fürs dritte Jahrtausend, um eine Liebeserklärung („Rettet den Schafkopf“) und um Recherchen rund ums Phänomen „Weihwasser“. Es sind Stoffe, die man oft schon zu kennen meint, die Berlinger aber neu und anders erzählt – bzw. erzählen lässt. Denn er hat ein Faible und eine Begabung für den O-Ton. Er kann die unterschiedlichsten Leute dazu bringen zu „reden“.

Und manchmal reitet den Feature-Autor gar der Teufel. Dann lässt er, wie kürzlich erst, der „Was wäre wenn“-Fantasie freien Lauf und ersetzt die tatsächliche Geschichte durch eine virtuelle. Nur mal so. Was also wäre gewesen, wenn man den Buben Adolf Hitler, der schon am Ertrinken war, nicht aus dem Wasser gezogen hätte? Kann man das überhaupt denken? Darf man es? Für Berlinger sind solche Volten einfach das Innerste des Theaters: Er will unseren Augen oder Ohren für einen längeren Augenblick den Zugang in eine andere Welt öffnen.

## GROSSE ARENEN UND STILLE ORTE

► **Joseph Berlinger wurde** am 29. Februar 1952 im Bayerischen Wald, am Fuße des Ossers, nahe der deutsch-tschechischen Grenze, geboren.

► **Am Mittwoch feiert Berlinger** seinen 60. Geburtstag. Warum in seinem Personalausweis als Geburtsdatum der 28. Februar 1952 steht, lesen Sie im Wochenendmagazin „nr. sieben“.

► **Bei der donumenta**, dem Regensburger Festival der Donaualänder, ist Berlinger Kurator für die Darstellende Kunst.

► **Neben der Lust auf** die große „Arena“ als Spielort für seine Inszenierungen gibt es bei Berlinger immer auch eine Lust auf intime Orte und kleine Stücke.

► **So re-inszeniert er** etwa das bajuwarische Kleinstbürgerstück „Bolwieser“ im Regensburger Brandlbräu, sucht also die Affekte, Wünsche, Ressentiments dort auf, wo sie immer schon vorhanden sind. Oder er reüssiert in der Mälze mit einer Jandl-Reminiscenz. Sprache als Kunst-Stück, Verfremdung als Waffe.